

Das Rätsel um Michael Kohlhaas

Wenn Lehrer lernen: Jens Bisky referiert in Marbach über Kleist

Von Matthias Ring

„Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist.“ So steht es geschrieben in Artikel 20, Absatz 4 des Grundgesetzes, der im Rahmen der Notstandsgesetze im Mai 1968 eingeführt worden ist. Mit Ordnung ist die staatliche gemeint. Aber „wenn andere Abhilfe nicht möglich ist?“ – welche Instanz soll darüber entscheiden, was in einem Falle des Falles möglich, also erlaubt ist? Der ewige Unterschied zwischen individuellem Rechtsempfinden und allgemeiner Rechtsprechung stand im Zentrum einer Veranstaltung des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Dort organisiert Rudi Kienzle, selbst Lehrer am Schillergymnasium, seit zwanzig Jahren Lehrerfortbildungen, mit denen „möglichst unkonventionelle Interpretationen für die Großwerke der Literatur auch in den Deutschunterricht wirken“ sollen.

Nun war der Autor und Feuilletonist der „Süddeutschen Zeitung“ Jens Bisky an der Reihe mit K. u. K., Kleist und Kohlhaas. Der Kleistkenner war erst einmal „überwältigt von der Zahl der Teilnehmer“: hundertzwanzig Lehrer aus ganz Baden-Württemberg waren auf die Schillerhöhe gepilgert. Das liegt nicht zuletzt daran, dass „Michael Kohlhaas“ Abiturthema ist. Zur Erinnerung für all diejenigen, deren Lektüre „der längsten moralischen Novelle aus der Feder von Kleist“ (Bisky) schon etwas länger zurückliegt: Heinrich von Kleist bearbeitete eine historische Begebenheit aus dem 16. Jahrhundert, die besagt, dass einem Kaufmann namens Hans Kohlhaas auf der Reise zur Leipziger Messe von einem Junker zwei Pferde als Pfand abgenommen wurden. Er versuchte juristisch dagegen vorzugehen, scheiterte damit, und weil andere Abhilfe nicht möglich war, brandschätzte und mordete er sich als nun Gesetzesloser durch die Lande, wurde nach einigen Jahren ergriffen und hingerichtet.

Erst Rache, dann auch noch Recht

Kleist überhöhte den Tatsachenbericht in seiner Novelle und ließ seinem Kohlhaas am Ende im doppelten Sinne Recht erfahren: Zwar wird auch er hingerichtet, aber auch der Junker wird bestraft, und selbst der verhasste Kurfürst von Sachsen nimmt Schaden. Jens Bisky, der im Herbst 2007 mit einer Kleistbiografie Aufsehen erregte, erweist sich in seinem Vortrag in Marbach als profundere Kenner der Historie und hält es mit einem anderen Werk des berühmtesten Selbstmörders der Literaturgeschichte, „Über die all-

mähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“. Zumindest referiert er eine Stunde ohne Vorlage und spricht Kleist vom Verdacht eines mutmaßlichen „seelischen Schadens“ frei, der vor allem im „Meisterwerk der Hasserregungskunst“, der „Herrmannschlacht“, viele Leser abstößt. Auch in „Michael Kohlhaas“ kommt Kleists Vorliebe für Gewaltszenen zum Vorschein, doch Bisky begründet sie statt mit einer „bizarren Fantasie“ mit einer „historischen Erfahrung“ in Zeiten der Französischen Revolution. Goethe freilich, der wie Kleist den Frankreichfeldzug und die Belagerung von Mainz miterlebt hat, ging anders damit um und distanzierte sich auch von der propagierten Selbstjustiz. So kommentierte er den erwirkten freien Abzug der Franzosen mit: „Lieber Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“

Redner skeptisch, Publikum ratlos

Was aber soll uns Kleist im Allgemeinen und Kohlhaas im Besonderen im Hier und Heute sagen? Bisky, dessen Biografie vom Veranstalter als „direkter und politischer“ als andere eingestuft wird, bleibt hier etwas schwammig und mahnt zu „großer Skepsis bei der Lektüre“ der Novelle. Schließlich hat er selbst darauf hingewiesen, wie „dieser preußische Neffe Wilhelm Tells“ immer wieder vereinnahmt worden ist: von den Kommunisten als „Vorkämpfer besserer Zeiten“, von den Nazis, die „Gerechtigkeit als Kampfbegriff“ benutzten, und auch von den 68ern und während des Deutschen Herbstes wurde dieser Widerstand thematisiert.

Etwas Ratlosigkeit spiegelt sich in den Fragen der Lehrer in Marbach wider, welche Conclusio aus der Geschichte sie ihren Schülern vermitteln sollen und was Kohlhaas nun von seinem für alle Seiten so kostspieligen Rachefeldzug gehabt habe. Bisky verweist darauf, dass dieser eine Genugtuung über den Tod hinaus erfahre und „die Welt wieder in Ordnung“ sei, weil seine Nachkommen geduldet werden. Diese Bedeutung sei in der heutigen Individualgesellschaft allerdings kaum nachvollziehbar. Die Frage nach der Verhältnismäßigkeit sei unsere Frage jenseits von Kleist, der nicht wie Menschen handeln sollen, sondern die Mechanik des Handelns beschreibt. Er ließe uns zwar „die Eskalation des Hasses nachvollziehen“, aber dieses ominöse innere Rechtsgefühl sei so kulturabhängig, dass es uns letztlich nicht leiten könne.

Und so sehr Bisky mit seiner DDR-Sozialisation auch die Bürgerrechtlerin Bärbel Bolay schätzt – ihren Wendespruch nach 1989 hält er für so ziemlich das Dämlichste, was er gehört habe. „Wir haben von Recht geträumt und einen Rechtsstaat bekommen.“



Wladimir Kaminer erzählt gerne Geschichten am Rande des Absurden.

Foto Weisse

Folklore und Alltag

Wladimir Kaminer unterhält glänzend im Theaterhaus

Von Ulrich Bauer

Ist er ein Popliterat? Nun, dieser Ritterschlag des Zeitgeists ist ausgeleiert. Aber er ist zumindest ein sehr populärer Literat. Als Literat ein Popstar. Wladimir Kaminer kennt jeder, er taucht gelegentlich sogar in den Klatschspalten der Medien auf. Er ist der Vorzeigerusse und Wahlberliner, der nach seiner Emigration 1990 dem Durchschnittsdeutschen alles Russische erläutern durfte. Er hatte vorübergehend auch eine Rubrik im ZDF-„Morgenmagazin“. Wer hat das schon? Martin Walser auf jeden Fall nicht. Und so ist denn der große Saal des Theaterhauses auch nahezu ausverkauft. Bei einem Popkonzert kennt man das ja. Auch bei einer Comedy-Veranstaltung. Aber bei einer Lesung?

Schon vor seinem Auftritt dröhnen russisch-folkloristisch gefärbte Weisen aus den Boxen, unterpült von flotten Diskorhythmen. Ach ja, „Russendisko“ war ja sein erster großer Erfolg. Mit 23 Jahren und 96 Rubel Fahrkosten war er da aus dem politisch kollabierten Moskau nach Ostberlin übersiedelt. Zusammen mit seinem Kumpel Micha und einer Flasche Wodka. „Die alte Heimat war in der Auflösung, die neue Heimat im Aufbau“, so wird er die damalige Situation gegen Ende des Abends charakterisieren. Kurz. Lakonisch. Aus der Perspektive des Alltags, das ist sein Ding geworden. Der Blick, sozusagen zwischen den Kulturen hindurch. Ein Emigrantelos. Witzig. In seiner grotesken Normalität bizarr. Absurd.

Jetzt hat er denn auch gleich zu Beginn der „Lesung“ sein neues Buch „Salve Pappal!“ gezeugt, um es mit der Bemerkung „Ich kann es empfehlen!“ sogleich wieder wegzulegen und sich seiner Zettelwirtschaft mit neuen, unveröffentlichten Geschichten zu widmen.

Er liest im Stehen, obwohl neben ihm der Tisch mit dem Mineralwasser steht. Wirkt kernzergerade, grüßt öfters mit einem steifen Diener – besonders vor der Popstarzugabe – und wirkt mit seiner wachen Mimik sehr beweglich. Auch jetzt, mit 41 Jahren und als deutscher Staatsbürger. „Haben Sie Fragen an mich?“ Keine Fragen den ganzen Abend über. Er bedankt sich beim Abgang dafür.

Die erste Geschichte „Deutschland ist in Ordnung“ führt in einen Spielzeugladen. Ein Feuerwehrfahrzeug kaufen für den Filius. Früher gab's robuste aus deutschem Stahl, heute chinesische aus Kunststoff. Die Verkäuferin spekuliert dabei über das deutsche Wesen: „Die stellen einen Porsche her. Am Ende vermessen sie ihn. Wenn irgendwo ein Millimeter übersteht, dann werfen sie ihn weg und bauen einen neuen.“ So kurz vor Zuffenhausen lacht sich's besonders gut.

Es geht in die kaukasische Dorfapotheke, in der neben schwarzen Wurzeln ein Schildchen „Macht glücklich“ verheißt; es geht für eine Weihnachtsgeschichte („die Verlage haben mich im Oktober darum gebeten. Doch da stand ja Weihnachten erst noch bevor. Wie konnte ich wissen, wie es werden wird? Jetzt, im Januar interessiert sich keine Sau mehr dafür“) ins nächtliche Berlin, wo der diabetekranke Kater Johann Wolfgang vor dem Abgang steht; es geht in die Gegenwart des Vaters, der für den neunjährigen Sohn den Film „Der Wixer 2“ ausleihen soll.

Kaminer schweift ab, kommt zurück und grinst über Familiengeschichten aller Art, über schnurrbärtige Männer und Frauen, von denen die eine einen Mann, die andere ein Kind hat, er pendelt zwischen den Ebenen, von denen wir lachend etwas erfahren. Das ist es: Kaminer unterhält glänzend, und gleichzeitig ist's kein Unsinn, den er da verzapft. Gar nicht.

MOMENT, BITTE

Starke Frauen

Führungen im Alten Schloss

Heute startet das Landesmuseum Württemberg Führungen, die sich Beispielen weiblicher Stärke seit der Antike widmen. Die Museumspädagogin Tanja Karrer hat die Reihe mitkonzipiert.

Wie kamen Sie auf die Idee für die Führungen?

Wir verfolgen das Ziel, Themenführungen für bestimmte Zielgruppen zuzuschneiden. Die Anregung für die aktuelle Reihe kam vom württembergischen Landfrauenverband. Männer dürfen aber selbstverständlich auch teilnehmen.



Beim heutigen Motto „Sexy und clever: Kaiserinnen im antiken Rom“ denke ich an dekadente Luxuskinder, die in Eselsmilch baden und ihre Männer vergiften.

Zum Teil stimmt das auch. Doch die römischen Herrscherinnen agierten mit viel politischem Spürsinn, indem sie die Kaiser subtil beeinflussten und ihre Söhne in zentrale Machtpositionen brachten.

Welche Objekte zeigen Sie uns?

Neben Schmuck bilden vor allem Statuen den Schwerpunkt. In der Antikensammlung befinden sich etwa Porträtbüsten mit Perücken, die ausgetauscht werden konnten, sobald sich die Haarmode wandelte.

Erfährt man noch mehr über die Rolle der Schönheit im antiken Alltag?

Ja, zum Abschluss der Führung veranstalten wir eine altrömische Modenschau. Die Besucher lernen dabei, wie man eine Tunika oder einen Kiton, ein schlauchförmiges Gewand, zusammensteckt. Die beiden anderen Themenführungen, die bald starten, befassen sich mit den Fürstinnen des Mittelalters und des 19. Jahrhunderts.

Entsteht so nicht der Eindruck, dass es im Volk keine starken Frauen gab?

Bei Führungen müssen wir immer den Bezug zu unseren Ausstellungsstücken herstellen. Und die entstammen nun mal oft der Oberschicht. In den bereits geplanten Fortsetzungen der Reihe wird es aber auch um Frauen aus einfacheren Verhältnissen gehen. (lei)

Heute 15.30–16.30 Uhr, Altes Schloss

KULTURBEUTEL

Museumsclub im Haus der Geschichte

Heute trifft sich im Haus der Geschichte Baden-Württemberg erstmals der Museumsclub für Jugendliche. Junge Menschen zwischen 14 und 19 Jahren können dabei Fragen an die Geschichte stellen, den (Museums-)Dingen auf den Grund gehen und an einer eigenen Website basteln. Eine Anmeldung ist unter der Telefonnummer 0711/212 39 89 möglich.

Korrekturen

Leslie Malton und Rainer Moritz stellen den amerikanischen Dichter Richard Yates im Literaturhaus nicht am 4. Februar, sondern bereits am 3. Februar vor. Die Literaturkritikerin Sigrud Löffler hat dort zusammen mit dem Schauspieler Jochen Nix den Romancier Sándor Márai nicht, gestern vorgestellt. Sie werden das erst am Mittwoch, den 21. Januar, tun.

GALERIENOTIZEN

Horror eines kontinentalen Krieges

Wolf Böwigs und Pedro Rosa Mendez' erschütternde Reportagen aus Afrika in der VHS-Fotogalerie

Von Andreas Langen

Es gibt wenige Ausstellungen, die so schnell und so unweigerlich ins Mark treffen wie „Kurosafrica“: Fotografien von Wolf Böwig und Texte von Pedro Rosa Mendez über Krieg, Gewalt und Alltag in Afrika. Schwerpunkt sind die Konflikte in Westafrika, aber auch Aids, illegale Rodungen und die Vertreibung weißer Farmer. Die Autoren wollen dokumentieren, was sich ereignet.

Dieser Anspruch ist schlicht und kompliziert zugleich. Er bedeutet, dass die Berichtenden von sich selber absehen und eine passende Form finden müssen, um ihre Geschichten zu erzählen. Wenn die Inhalte der Geschichten aber so unerträglich sind wie das, was im Krieg passiert, dann operieren die Berichterstatter unentwegt an den Grenzen ihrer Möglichkeiten. Wer dem Horror so nahekommt wie ein Kriegsreporter, ist ständig mit der Frage konfrontiert, was er eigentlich tut und wozu. Und so fragt sich nicht nur das Publikum, was Mendez und Böwig antreibt, sie fragen es sich selbst.

Mendez schildert eine Nacht im Hotel Florida, Monrovia, Liberia. Im Land herrscht Bürgerkrieg. Tagsüber haben die Reporter gesehen und aufgezeichnet, was Kriegsaltag ist: Mörder und Opfer, oft im Alter von Grundschulkindern, Vergewaltigungen, Angst, Zerstörung. Am Ende ihres Arbeitstages sitzen sie im Dunkeln, denn Strom gibt es



Kurt Böwig: „Kurosafrica“ Foto vhs-Fotogalerie

keinen. Kerzen sind knapp und müssen aufgespart werden, um Kakerlaken zu verschrecken. In der Nähe verprügelt jemand eine Frau, die Reporter brüllen: „Stop it!“, sie

schreien es in die Nacht, gegen die Gewalt und um nicht selber verrückt zu werden. Wenn das gelingt, gehen sie am nächsten Morgen wieder los.

Ihre Bilder und Notizen platzen nun in unseren Alltag. In der VHS-Fotogalerie hängen Zeugnisse des Unvorstellbaren an den Wänden eines Hauses von wohltemperierter Lebendigkeit. Böwig und Mendez berichten von Kannibalismus und Massakern, während grau melierte Aufsichtspersonen in gläsernen Liftkabinen durchs Gebäude schweben. Wir sehen einem Jungen über die Schulter in ein schädelstarrendes Massengrab; im Klassenraum nebenan lernen Ausländer unterdessen Deutsch anhand der Frage, was sich hierzulande verbessern ließe – ein Vorschlag: mehr Spielplätze.

Man möchte schreiben oder weinen, und allmählich begreift man, dass die Grenzen zwischen Autoren und Betrachtern verschwimmen. Denn auch wir, vor diesen Bildern und Texten, müssen uns dasselbe fragen wie Böwig und Mendez: Warum sehen wir uns dies an, und was folgern wir daraus? In der Nacht im „Florida“ hat Mendez eine mögliche Antwort formuliert, gegen alle Verzweiflung: „Ich teile mit Wolf die genaue Vorstellung von dem, was uns in das Chaos geführt hat: Wir suchen nach Blumen, wo der Wald in Brand gesteckt wurde.“

Bis 1. Februar, Treffpunkt Rotebühlplatz, Mo-Sa 8–23 Uhr, So 9–18 Uhr.

Süchte und Grippe

Doppelschau im Hospitalhof

Die fetten Jahre sind noch nicht vorbei. Überall gemästete Kahlköpfe, aufgeschwemmte Körper und dann noch ein Gefäß mit einer gelblichen Substanz, die an zerlaufenen Pizzakäse erinnert. Ein literarischer Text seiner Frau über Essstörungen inspirierte Gustav Kluge, das Thema Sucht künstlerisch anzugehen. Die meisten Verdauungsmonster an den Wänden des Hospitalhofs hat der Karlsruher Akademieprofessor aus einem alten Fußboden, der zum überdimensionalen Druckstock wurde, herausgeschnitten. Diese etwas gleichförmige Galerie aus grotesker Fülle und neosexpressiven Schmuddelfarben bekommt morbiden Zuwachs: Sargähnliche Pappkisten, ausgekleidet mit Zigarettenschnapsflaschen, spielen auf weitere Süchte an. Zieht man den Trash- und Schockeffekt ab, bleibt das Ganze mau. Reflektiert wird das Suchtproblem kaum, nicht einmal die Ironisierung will gelingen.

Dagegen vertrauen Kathrin Haaßengiers Skulpturen auf ungewöhnliche Materialkombinationen. Für Kluges Fresslust-Performance bastelte die Hamburger Bildhauerin den Gitterkäfig, während sie im Turm der Hospitalkirche eine Klanginstallation schuf. Lautsprecher scheppern unter hohen hölzernen Rippenbögen, die an das Skelett eines gestrandeten Wals denken lassen. Hier sind die fetten Jahre wohl doch vorbei. lei

Bis 8. Februar, Büchsenstraße 33, Mo-Fr 14–17, So 11–12.30 Uhr.

Hassliebe

Ausstellungen in Stuttgart

Ein Haus zu bauen, behauptete einmal die Werbung einer Bausparkasse, liege in der Natur des Menschen, eins zu zeichnen offenbar auch. Ob Stall oder Villa mit Pool, ob Gehöft oder Kathedrale – den Künstler F.-Michael Starz beschäftigt alles, was mindestens vier Wände hat. Vom knarrenden Naturalismus rustikaler Kornspeicher bis hin zum verspielt hüpfenden Piktogramm mit Satteldach zelebriert der in Stuttgart geborene Maler und Grafiker bei Interart den elementaren Symbolismus des Hauses, das stets eine Form des Behütetseins vermittelt. Selbst dort noch, wo der schnelle Strich das traute Heim zur luftigen Abstraktion reduziert. (Bis 31. Januar, Rosenstraße 37, Mi-Fr 16–18.30 Uhr, Sa 10–13 Uhr.)

Allzu viel scheint er von seiner schwäbischen Wahlheimat nicht zu halten. Unter dem Titel „Sieben Jahre im Land der Brezelfresser“ präsentiert der Künstler Jochen Schlöder bei Zero Arts die Früchte einer verflüchtigen Hassliebe zu Stuttgart. Die Auslese der figürlichen Gemälde, angeführt von dem erwartbaren Kommentar zur Kehrwoche (einem Selbstporträt mit Besen), hinterlässt weiter keine bleibenden Eindrücke. Überzeugender finden wir da schon Schlöders Kurzfilme, die sich den kieferorthopädischen Problemen einer Vampirlady widmen. (Bis 13. Februar, Ostendstraße 16, Do, Fr 17–20, Sa 15–18 Uhr.) lei